

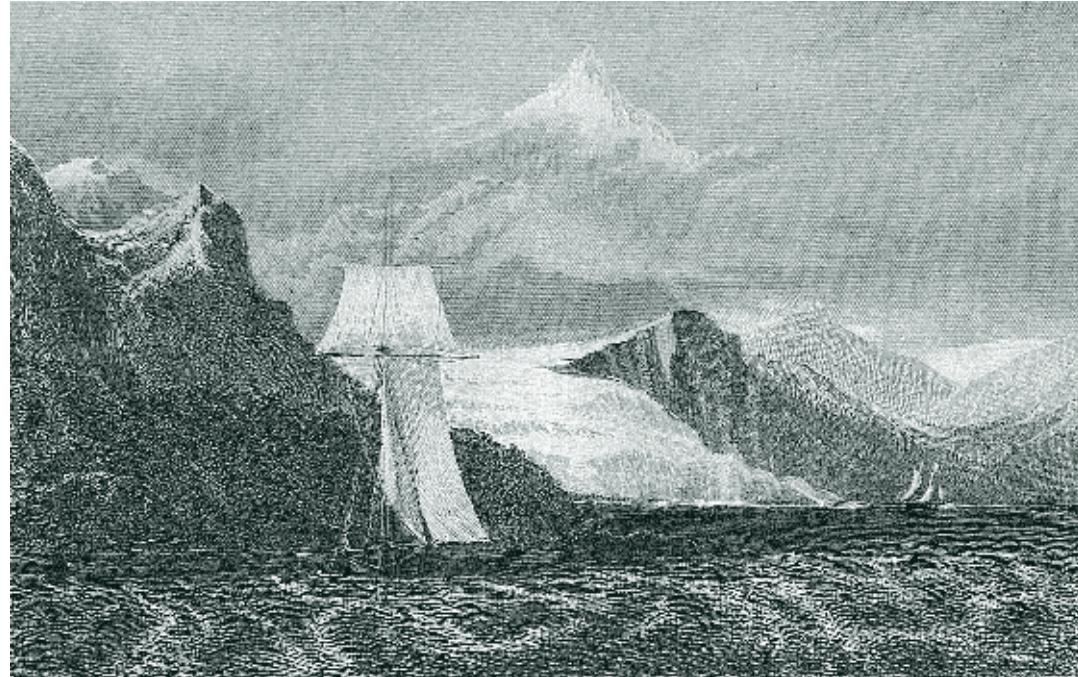
Leseprobe

**Jürgen Goldstein**  
***Die Entdeckung der Natur. Etappen einer  
Erfahrungsgeschichte***

Matthes & Seitz, Berlin 2013  
ISBN 978-3-88221-992-0

S. 9-24





*Am Ende der Welt – Darwin an Bord der ›Beagle‹ vor der Küste Feuerlands*

## Der Mensch ist ein über sich, ein weit um sich schauendes Geschöpf

VON  
BERGBESTEIGUNGEN UND  
HOCHSEEFahrTEN

Der Anblick war bestürzender als alles, was er sich vorgestellt haben mag. Wenn das dort Menschen sind, so muss es ihm durch den Kopf gegangen sein, dann ist alles, was wir über den Menschen zu wissen glauben, hinfällig. Es ist der 18. Dezember 1832. Charles Darwin steht am Ufer des südlichsten Patagonien und trifft auf die Ureinwohner Feuerlands. Für ihn sind sie Wilde. Aber dieser Begriff reicht nicht, um zu beschreiben, was er sieht. Wilde kannte man ja, Georg Forster hatte ein halbes Jahrhundert zuvor die Ureinwohner Tahitis beschrieben. Man wusste um den exotischen Reiz der Fremden. Aber die Gestalten, die nun vor ihm stehen, bemalt, lediglich mit einem Fellumhang bekleidet, elend, verschreckt und misstrauisch, haben nichts gemein mit dem ›edlen Wilden‹, wie Jean-Jacques Rousseau ihn sich ausgemalt hatte. Für Darwin sind sie keine von der Zivilisation unverdorbenen Urbilder des Menschen, sondern vielmehr Grenzfälle dessen, was er als Menschen anzuerkennen noch bereit ist. Rückblickend wird er schreiben: *Es war ausnahmslos das merkwürdigste und interessanteste Schauspiel, dessen ich je ansichtig wurde: Ich hätte nicht geglaubt, wie groß der Unterschied zwischen dem wilden und dem zivilisierten Menschen ist: Er ist größer als zwischen wildem und domestiziertem Tier insofern, als beim Menschen ein größeres Vermögen zur Besserung vorhanden ist. Die Wilden sind verdreckt, ihre Haare verfilzt, ihre Stimmen rau, ihre Gebärden gewalttätig, sie stoßen fürchterliche Schreie aus. Sind es schon Menschen? So geht es Darwin durch den Kopf: Angesichts solcher Männer vermag man sich kaum einzureden, dass dies Mitmenschen und Bewohner ein und derselben Welt sind.*

Die Fremdheit überwiegt und bleibt. Sind nicht alle Menschen – so wird Darwin als gläubiger Christ, der er zu diesem Zeitpunkt noch war, gedacht haben –, sind nicht alle mensch-

lichen Lebewesen Geschöpfe Gottes und somit verwandt und miteinander vertraut, verknüpft durch das Band ihrer Herkunft? Aber ein Gefühl der Verbundenheit will sich nicht einstellen. **Wir können uns kaum in diese Wilden hineinversetzen und ihre Handlungen verstehen.** Wie aber ist ein so tiefer Abgrund zwischen den europäischen Weltreisenden und den Kreaturen, die am Strand Südamerikas nur eine Armlänge entfernt stehen, möglich? Darwin ist vorurteilslos genug, um nicht mit imperialer Geste auf sie herabzublicken, aber er ist bis zur Fassungslosigkeit über sie erstaunt. Markieren sie vielleicht jenen Punkt, von dem aus eine ›Besserung‹, eine Entwicklung des Menschen ihren Anfang genommen hat? An einem der entlegensten Punkte der damaligen Welt zeigt sich ihm der äußerste Randbereich des Menschlichen, der nur noch durch eine fein gezogene Grenze von den Tieren abgetrennt zu sein scheint. Darwin hat den Limes der Zivilisation erreicht, denn **in diesem äußersten Teil Südamerikas existiert der Mensch auf einem niedrigeren Stand des Fortschritts als irgendwo sonst auf der Welt.** Es ist ein Schock: **Die Feuerländer sind in einem erbärmlicheren Zustand der Barbarei, als ich ihn je bei Menschen zu sehen erwartet hätte.**

Diese Entdeckung an der unteren Schwelle des Menschlichen trifft Darwin mit voller Wucht. Auf sie kann er nicht vorbereitet gewesen sein. Wie ein Meteor erschüttert dieser Eindruck Darwins Annahmen über den Menschen und löst bei ihm ein intellektuelles Erdbeben aus. Die Ureinwohner Feuerlands erscheinen ihm, wie sie auf den Felsen hocken, ihre Arme wild über ihren Köpfen schwenken und ihre langen Haare fliegen lassen, **wie gequälte Geister aus einer anderen Welt.** Darwin sieht sich einem **ersten Anblick des Menschen in seiner ursprünglichen Wildheit** ausgesetzt. Das ganze in Büchern niedergeschriebene Wissen der Tradition lässt sich nicht länger mit der Anschauung in Übereinstimmung bringen. Es ist der Triumph der Erfahrung über alles Angelesene und Erlernte: **Es ist so merkwürdig, daß man es sich kaum vorstellen kann, wenn man es nicht selbst erlebt hat.** In diesem Moment, in dem sein Wissen durch die Anschauung ins Wanken gerät, denkt Darwin das Ungeheuerliche: **Der Geist eilt durch vergangene Jahrhunderte zurück und fragt sodann, konnten unsere Vorfahren solche Männer gewesen sein? – Menschen, deren Zeichen und Ausdrücke uns weniger verständlich sind als jene unserer Haustiere; Menschen, die den Instinkt jener Tiere nicht besitzen, sich aber noch nicht menschlicher Vernunft rühmen können oder wenigstens Kunstfertigkeiten, die sich aus jener Vernunft ergeben.**

Dieser Gedanke, diktiert vom Schrecken des irritierendsten Anblicks, markiert den tiefsten Einschnitt in der Geschichte der Anthropologie, den grundlegendsten Wandel in der Lehre vom Menschen. Dem Anblick dieser abstoßenden Geschöpfe standgehalten und ihnen ihr Menschsein nicht abgesprochen, sondern in ihnen vielmehr die eigenen Vorfahren anerkannt zu haben, legt für Darwin den schwindelerregenden Schluss nahe, **daß alle civilisierten Nationen die Nachkommen von Barbaren sind.** Wenn zwischen einem gesit-

teten und einem barbarischen Menschen ein so großer Abstand möglich ist, wie Darwin ihn an der Küste Feuerlands vor Augen hat, eine Distanz, die ihm einen Blick in die Tiefe der Geschichte eröffnet, als wären die Feuerländer lebende Fossilien einer unteren Kulturstufe, warum soll man nicht noch weiter zurückfragen und nach Frühformen dieser Wilden suchen können? Wenn der Wilde die Vorstufe des Zivilisierten ist, gibt es dann nicht auch eine Vorstufe des Wilden?

Fast vier Jahrzehnte vergingen, bis Darwin die Konsequenz aus der Begegnung mit den Feuerländern öffentlich zu ziehen bereit war. Inzwischen hatte er sein evolutionstheoretisches Grundlagenwerk *Über die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl* veröffentlicht, darin aber nur in einem einzigen Satz die Entstehung des Menschen berührt, wenn er ihre Aufklärung wie eine unabweisbare Offenbarung in Aussicht stellt: **Licht wird auf den Ursprung der Menschheit und ihre Geschichte fallen.** Erst 1871 hat Darwin in der *Abstammung des Menschen* seine durch die Arbeit eines Lebens gewonnene Überzeugung vertreten, **daß der Mensch von einer weniger hoch organisierten Form abstammt.** Das ist der Brückenschlag, der Natur und Mensch verbinden soll: Hing für Darwin zunächst allein der Zivilisierte kulturgeschichtlich von einer weniger hoch entwickelten Form des Wilden ab, behauptet er nun die Abstammung des Menschen vom Tier. Der Mensch ist in seiner Entwicklung **mit anderen Säugethieren der gemeinsame Nachkomme eines gleichen Urerzeugers.** Hatte Darwin am Strand Patagoniens die Einheit des Menschengeschlechts verteidigt – auch wenn es ihm schwerfiel, die Feuerländer als Mitbewohner ein und derselben Welt zu verstehen –, so hat er nun die natürliche Herkunft des Menschen behauptet, des Menschen, der **mit seinem gottähnlichen Intellect, welcher in die Bewegungen und die Constitution des Sonnensystems eingedrungen ist, mit allen diesen hohen Kräften doch noch in seinem Körper den unauslöschlichen Stempel eines niederen Ursprungs trägt.** Das macht den Menschen mit dem Tier vergleichbar – Darwin hat über die anschauliche Nähe von Mensch und Tier ein ganzes Buch mit dem Titel *Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei dem Menschen und den Tieren* verfasst.

Wodurch zeichnet sich der Mensch überhaupt noch gegenüber den Tieren aus? Immerhin wird er durch Darwins Evolutionstheorie in die allgemeine Entwicklung der Natur hineingestellt und verliert seine Sonderstellung, die ihm die Annahme einer göttlichen Einsetzung seit nahezu zwei Jahrtausenden zugesprochen hatte. Darwin **kann nicht länger glauben, daß der Mensch das Werk eines besonderen Schöpfungsactes ist.** Der Mensch ist vielmehr das Resultat einer unausdenkbar langen Entwicklung biologischer Organismen. Für das traditionsbestimmte Selbstbewusstsein des Menschen ist das eine Zumutung. Sigmund Freud wird davon sprechen, Darwin habe das **angebliche Schöpfungsvorrecht des Menschen zunichte gemacht und ihn auf die Abstammung aus dem Tierreich und die**



Unvertilgbarkeit seiner animalischen Natur verwiesen. Das sei – neben der kopernikanischen Demütigung, aus der Mitte der Welt vertrieben worden zu sein, und der psychoanalytischen Kränkung, derzufolge das Ich nicht mehr länger Herr im eigenen Hause ist – die biologische Erniedrigung des modernen Menschen, da er nunmehr vom Affen abzustammen scheint. Die Kriterien, die das Humane bestimmen sollen, drohen porös zu werden und an Tragfähigkeit zu verlieren. Sicherlich, der Mensch verfügt über Vernunft, er besitzt Sprache, das Vermögen zur Moral, einen freien Willen – all das unterscheidet ihn vom Tier. Aber wo soll man den Schnitt machen und in der Entwicklung den Homo sapiens von seinen Vorläufern scheiden? Wie weit muss die naturgeschichtliche Spanne angesetzt, wie groß die zu unterstellende zeitliche Schwelle entworfen werden, die der Übergang vom einen zum anderen benötigte? Welches Kriterium taugt dazu, Menschen von Noch-nicht-Menschen zu unterscheiden und gleichzeitig, wie Darwin es bei seiner Begegnung mit den Feuerländern tat, noch den entferntesten Artgenossen unter Fremden ihr Menschsein zuzusprechen?

Es gibt für Darwin ein Kennzeichen, das der gedanklichen Erosion standhält. Er findet es ausgerechnet in der körperlichen Konstitution des Hominiden. Vielleicht ist es ja nicht abwegig zu spekulieren, dass Darwins Bereitschaft, den eingeborenen Wilden Feuerlands den Status der eigenen Spezies zuzusprechen, intuitiv von einem wesentlichen Umstand abhing, wenn er ihnen die Hand zu reichen unternahm: Sie standen vor ihm. Die aufrechte Haltung als Organisations- und Präsentationsform des Körpers besitzt für Darwin den unübersehbaren Stempel einer Ankunft im Höheren. Trotz seiner Bereitschaft, den Menschen in seiner Verwandtschaft zu den Tieren zu betrachten, hält Darwin an einem Symbol fest, das den Hominiden auszeichnet: **Nur der Mensch ist ein Zweifüßer geworden**, sein aufrechter Gang ist **eines seiner auffallendsten Merkmale**.

Man mag das vorschnell für einen von Darwin nicht überwundenen Traditionsrest halten, für eine anthropologische Eitelkeit, die dem aufklärerischen Biologismus entgangen ist. Denn die aufrechte Haltung des Menschen mit einer Auszeichnung in Verbindung zu setzen, hat Tradition. Schon Aristoteles hat den aufrechten Stand des Menschen als ein Zeichen seiner Besonderheit betrachtet, **denn als einziges Lebewesen steht er aufrecht, weil seine Beschaffenheit und sein Wesen göttlich sind**. In Ovids *Metamorphosen* heißt es, während **die übrigen Wesen gebeugt zur Erde hin sehen**, gab ein Gott dem Menschen **ein aufrecht Gesicht und hieß ihn den Himmel / Schauen, aufwärts den Blick empor zu den Sternen erheben**. Noch Johann Gottfried Herder schreibt 1784 in seinen *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*: **Die Gestalt des Menschen ist aufrecht; er ist hierin einzig auf der Erde**. Aufgrund dieser Sonderstellung sei er **der Gott der Tiere**. Doch das ließ sich schon zu Herders Zeiten nicht mehr aussprechen, ohne Gefahr zu laufen, parodiert zu werden. Forster hat sich über Herders Gleichsetzung von aufrechem Gang und Erhabenheit lustig

gemacht: **Tragen denn nicht alle Vögel den Kopf in die Höhe; am meisten die allerdumms-ten, die Pinguins?**

Seit Darwin hat sich Ernüchterung breitgemacht, was die Stellung des Menschen im Weltganzen angeht. Dennoch ist die dauernde Zweifüßigkeit, die ›Bipedie‹, ein bemerkenswertes Faktum geblieben. Die Erlangung der aufrechten Haltung setzte gravierende anatomische Veränderungen voraus, die das Skelett seit den Vor- und Frühformen des Menschen durchlaufen hat, um dem Australopithecus – nach heutigen Schätzungen – vor über 4 Millionen Jahren und in der Folge dem Homo habilis vor vielleicht 2,5 Millionen Jahren und dem Homo erectus vor rund 1,6 Millionen Jahren einen aufrechten Stand und Gang zu ermöglichen. Dieser anatomische Sonderweg ist also nicht selbstverständlich. Herder wusste von diesen sich im Ungefähren verlierenden prähistorischen Entwicklungsstufen nichts, war aber hellichtig genug, um zu begreifen, dass uns **nur durch eine zahllose Menge angestrenzter Tätigkeiten ... unser künstliche Stand und Gang möglich** geworden ist.

Vieles spricht dafür, dass die Aufrichtung des Menschen den Anforderungen einer gewandelten Umwelt geschuldet ist. Sie scheint eine Reaktion auf sich verändernde klimatische Verhältnisse und auf das damit verbundene Zurückweichen ausgedehnter Wälder gewesen zu sein: Offene Savannen entstanden, die es zu durchstreifen galt. Der aufrechte Gang, verbunden mit der freien Verfügung der Hände, mag dabei von Vorteil gewesen sein. Wie dem auch sei, der Hominide wird sich aufgrund eines Überlebensvorteils auf die schwer zu erringende Balance der Vertikalität eingelassen haben. Da sich diese organische Konstitutionsveränderung der Hominiden zeitgeschichtlich im direkten Vorfeld des Auftretens des Homo sapiens ereignet hat, stellt sie ein anthropogenetisches Merkmal mit hoher Zeichenhaftigkeit dar: Wir können ab dem Moment vom ›Menschen‹ sprechen, als er begonnen hat, sich aufzurichten.

Die Folge dieses Schritts war mehr als die Erlangung eines Überlebensvorteils. Man wird in der Einschätzung seiner Konsequenzen nicht zu kurz greifen dürfen. Der vielleicht wichtigste und nachhaltigste Effekt der vertikalen Neuorganisation des menschlichen Organismus ist eine veränderte Optik. Die dafür gültige Formel ist denkbar einfach: Wer steht, kann weiter sehen. Zwar sieht er nicht so weit wie ein Affe, der auf einen Baum klettert, aber der Stehende kann besser auf das Gesehene durch Annäherung oder Entfernung reagieren. Die aufrechte Haltung ist eben das Maximum an optimierter Blickfähigkeit bei gleichzeitiger Beweglichkeit. Dieser Befund kann gar nicht überschätzt werden: Gegenüber den Einschränkungen des Sehvermögens durch eine bodenorientierte Körperhaltung oder durch das Geäst eines Baumes, auf den man geklettert ist, ermöglicht der freie Stand einen freien Blick.

Erst dem weit um sich schauenden Hominiden eröffnete sich eine Welt, die die Grenzen

des lebensweltlichen Biotops hinter sich ließ: Der Blick durch die Weiten der Landschaft muss eine entgrenzende Erfahrung gewesen sein. Ein Raum entstand, der über den Nahbereich der direkten Anforderungen an das Überleben hinausreichte. Es bildete sich die Routine des Fernblicks aus. Es mag sein, dass eben diese Entgrenzungserfahrung beim Homo sapiens das Bewältigungsorgan ›Vernunft‹ provoziert hat: Dem geweiteten Blick entsprach ein Bedarf an umfassenderer Intellektualität. Der Aufrichtung des Menschen folgte eine Zunahme der ihm möglichen Gegenstände des Erkennens. Als Weitblickender wird er den Horizont abgesucht und beim Blick nach oben den Tages- und Nachthimmel betrachtet haben. Indem er sich aufrichtete, erhob sich der Mensch. Er brachte sich auf Augenhöhe mit der Welt. *Der Mensch wird ... durch seine gerade Haltung und sein hochgerichtetes Gesicht zur Betrachtung der Welt veranlaßt*, heißt es bei Laktanz, einem Autor der christlichen Patristik. Die mit der Aufrichtung veränderte Optik scheint die Vermenschlichung beschleunigt und ein Charakteristikum des Homo sapiens geliefert zu haben. Für den treffsicheren Herder ist der Mensch *ein über sich, ein weit um sich schauendes Geschöpf*.

Vor dem Hintergrund natürlicher Lebensräume und evolutiver Nischen ist der Mensch gleichsam ein Tier mit ›Borderline‹-Symptomen. Er hat ein gestörtes Verhältnis zu natürlichen Grenzen. Das Biotop der unmittelbaren Lebenswelt reicht ihm nicht. Schon die anatomische Aufrichtung ist eine organische Metapher für eine Dynamik des Nach-oben-Strebens und des In-die-Ferne-Wollens. Was sein Leib in Jahrhunderttausenden vollzogen hat, setzt der Mensch fort, indem er den Raum der bekannten Umwelt verlässt, wenngleich er sich – wie ein Odysseus – auch nach Rückkehr sehnt. Es ist Herders Verdienst, mit seiner Formel von dem über sich und weit um sich schauenden Geschöpf eine Möglichkeit eröffnet zu haben, wie sich die organische Metapher des aufrechten Menschen noch lesen lässt, nachdem ihr pathetischer Glanz verblichen ist. Herders Formel ist dabei nicht neu – schon in der Antike hat sich der Mensch als Betrachter der Sterne und alles Irdischen verstanden. Aber sie ist prägnant, da sie beide Perspektiven – den Blick nach oben und weit um sich – vereint und die organische Aufrichtung des Hominiden somit in ihrer optischen Konsequenz resümiert. Die Reduzierung auf den visuellen Vorteil macht ihren Reiz aus, da sie einem Merkmal des Menschen die volle Aufmerksamkeit schenkt: Der Mensch ist das schaulustige Tier.

Die Welt ist sein ›Anschauungsobjekt‹. *Es hat aber die Erde viele und wunderbare Orte*, lässt Platon Sokrates sagen, *so daß sie zu schauen ein beseligendes Schauspiel ist*. Sie ist der Glücksfall des Weltbetrachters, des ›contemplator mundi‹, denn sie ist nicht öde, wie die Oberfläche des Mondes, sondern Inbegriff einer Vielfalt, die zu erfassen jede Lebensspanne zu kurz ist. Ihr unerschöpflicher Reichtum macht die Menschen zu Anschauungs-nomaden. Die Erde sei *sehr groß*, und – so lässt Sokrates seine Zeitgenossen wissen – die

Bewohner des Mittelmeerraumes lebten *um das Meer herum*, also *nur in einem sehr kleinen Teile, wie Ameisen oder Frösche um einen Sumpf*. Die Weite der unerforschten Welt wird zur Herausforderung – und die Höhe des Ausblicks zum Inbegriff der vollkommenen Perspektive: Man sage, so Sokrates, *die Erde sei so anzusehen, wenn sie jemand von oben herab betrachtete*.

Bergbesteigungen und Hochseefahrten sind daher keine beliebigen Bewegungen im Raum, sie sind immer auch Ausdruck des uranthropologischen Willens, hoch hinaus und weit fort kommen zu wollen. Reinhold Messner hat beschrieben, *dass es der Horizont ist, der sein stärkstes Erlebnis beim Bergsteigen ausmacht*. Die durch zunehmende Höhe gewonnene Weite des Blicks war ihm gleichsam ein Urerlebnis: *Wenn ein Kind zehn Jahre lang in einem engen Tal gelebt hat wie ich und rings von steil ansteigenden Wäldern und schroffen Kalkriffen umdrängt ist, muss der Tag, an dem es einen weiten Himmel über sich sieht, bestimmend für sein Leben werden. Lange bevor ich das enge Tal in tiefer liegende Landschaften verlassen konnte, habe ich diesen unbegrenzten Horizont, auf Gipfeln stehend, erlebt. Der überwältigende Eindruck beim Aufstieg – die Felswände waren viel größer, als ich sie vom Dorfplatz aus in Erinnerung hatte – ist übertroffen worden von der ungeheuren Weite, die sich jeweils am Gipfel aufgetan hat: eine Traumlandschaft*. Gleich dem Panoramablick vom Berggipfel ist auch der Horizont des Meeres ein Inbegriff der Entgrenzung. *Eine neue Welt ging uns auf*, schreibt Forster, als er mit Alexander von Humboldt auf die See schaut. *Wir ahndeten in Gedanken das gegenüber liegende Ufer und die entferntesten Küsten, die der Ocean dem kühnen Fleiße des Menschen zugänglich macht*. Die angestammte Küste hinter sich zu lassen und die See zu befahren ist Ausdruck des Willens, der Verheißung des leeren Horizonts zu folgen.

Man tut gut daran, zunächst jede sportive Motivation außer Acht zu lassen, um die anthropologische Bedeutung, die das Besteigen von Bergen und das Befahren der See über Jahrhunderte haben konnte, nicht durch Rekordsüchte und Selbstbestätigungen von Extremkletterern und Weltumseglern überlagern zu lassen. Als Francesco Petrarca am 26. April 1336 den 1912 Meter hohen Mont Ventoux in der Provence bestieg, trieb ihn *einzig die Begierde, die ungewöhnliche Höhe dieses Flecks Erde durch Augenschein kennenzulernen*; und Charles Darwin notiert während seiner Weltumsegelung, ›Afrika‹ oder ›Nord‹ und ›Südamerika‹ seien *wohlklingende Namen und leicht auszusprechen, doch erst wenn man wochenlang an kleinen Abschnitten ihrer Küste entlangesegelt ist, gewinnt man die tiefe Überzeugung, für welch ungeheure Räume auf unserer unermesslichen Welt diese Namen stehen*. Es geht um Welterschließungen und Anschauungsgewinne, nicht um athletische Höchstleistungen oder Selbsterfahrungsabenteuer.

Beides verstand sich nicht von selbst: weder das Befahren der Meere noch das Erklim-

men der Berge. Zwei gewichtige Gründe sprachen über Jahrhunderte dagegen. Zum einen war die Vorstellung eines dem Menschen gemäßen Ortes, den er nicht verlassen soll, tief im kulturellen Gedächtnis Europas verankert. Als Pomponius Mela im ersten Jahrhundert nach Christus in seinem Werk *De chorographia* eine Beschreibung des Erdkreises unternahm, bezeichnete er die zwar nicht unbekannt, aber unerforschte Region jenseits des Vertrauten als ›situs incognitus‹; daraus ist später die ›terra incognita‹ geworden. Dorthin aufzubrechen war unvorstellbar, seit die mythischen ›Säulen des Herkules‹ die Grenze bezeichneten, die es nicht zu übertreten galt: Sie standen für die Felsformationen bei der Meeresecke von Gibraltar, wo sich der europäische und der afrikanische Kontinent berühren. Diese Meeresecke vom Mittelmeer aus zu durchfahren, um den offenen Ozean zu erreichen, galt als ungeheuerlich.

Dennoch kennt die abendländische Tradition eben diese Verheißung, seit sie das Verbot erinnert. Schon bei Seneca heißt es: *Es wird kommen die Zeit, / wenn die Jahre vergehn, wo des Oceans Strom / den Erdenring sprengt und ein riesiges Land / sich weithin erstreckt, ... das Ende der Welt / ist Thule nicht mehr* – nach antiker Vorstellung war Thule eine Insel am nördlichsten Rand der Welt. Mit Kolumbus sollte sich diese Verheißung erfüllen. Was er für Indien hielt, war ein neuer Kontinent, der das Wissensgefüge der Alten Welt ins Wanken brachte: Bedeutsamer als das Entdeckte war die Erkenntnis, dass es überhaupt Neues zu entdecken gab.

Man macht sich heute keine Vorstellung mehr von den physischen und mentalen Anstrengungen, die man auf sich zu nehmen hatte, wollte man die sich eröffnenden Entfernungen bewältigen. Als Fernando Magellan am 10. August 1519 mit fünf Schiffen von Sevilla aus nach Westen aufbrach, um der Spanischen Krone einen Weg zu den Gewürzinseln zu eröffnen – die östliche Route stand unter der Hoheit der Portugiesen –, ahnte er nicht, wie lang seine Reise dauern würde. Zwar fand er, was zu entdecken er kaum zu hoffen gewagt haben konnte: eine südamerikanische Passage vom Atlantik zum ›Mare Pacifico‹, wie Magellan das sturmfreie Meer nannte, eine Passage, die ein Umfahren des gefährlichen Kap Hoorn erübrigte. Aber die Überquerung des Pazifiks übertraf die schlimmsten Befürchtungen. Durch seinen Chronisten Antonio Pigafetta wissen wir um die Strapazen dieser Überfahrt: *Am Mittwoch, dem 28. November, im Jahr 1520, nahmen wir von der Meerenge Abschied und kamen in ein Meer, in dem wir drei Monate und zwanzig Tage segelten, ohne die geringste frische Nahrung zu genießen. Der Zwieback, den wir aßen, war kein Zwieback mehr, sondern nur noch Staub, der mit Würmern und dem Unrat von Mäusen vermischt war und unerträglich stank. Auch das Wasser, das wir zu trinken gezwungen waren, war faulig und übel riechend. Um nicht hungers zu sterben, aßen wir das Leder, mit dem die große Rahe zum Schutz der Taue umwunden war. Skorbut brach unter den Seeleuten aus. Von den*

fünf Schiffen mit 256 Offizieren und Matrosen an Bord lief nur eines mit achtzehn Überlebenden am 8. September 1522 wieder in den Hafen von Sevilla ein.

Magellan selbst ist auf der Reise ums Leben gekommen. Die zurückgelegte Entfernung bei dieser ersten Weltumsegelung – sie errechneten 46 300 Seemeilen – war so ungeheuerlich, dass an Wiederholung kaum zu denken war. *Erschöpft wie nur Menschen sein können*, schreibt der Kapitän Juan Sebastián del Cano in einem Brief an den spanischen König, hätten sie die Heimat erreicht. Es sei eine göttliche Fügung gewesen, so Pigafetta, dass sie nicht alle auf diesem *weiten, endlosen Meer* vor Hunger umgekommen seien. Die Gewürzinseln hatten sie zwar erreicht – sie segelten dafür *27 Monate weniger zwei Tage unter großen Entbehrungen und Verlusten auf unbekanntem Meeren* –, aber war der Preis an Menschenleben nicht zu hoch? *Ich bin überzeugt*, notiert Pigafetta in sein Schiffstagebuch, *dass eine solche Fahrt nie wieder unternommen werden wird*. An diese Entfernungen und Zeiträume wird man sich lange nicht gewöhnen. Es war eben eine gehörige Portion *Wagemut* vonnöten, einer zweiten Sonne gleich *die Erde zu umsegeln*. Noch bei Forster spürt man als Echo des Verbots, die Säulen des Herkules zu überschreiten, die Erregung, sich ins Ungeheure vorgewagt zu haben, als er an Bord der *Resolution* im Dezember 1773 im Pazifik den von London am weitesten entfernten Punkt – den Punkt der Antipoden – erreicht: *Wir waren die ersten Europäer, und ich darf wohl hinzusetzen die ersten menschlichen Creaturen, die auf diesen Punct gekommen, den auch nach uns, vielleicht Niemand wieder besuchen wird*.

Aber auch für die Bergregionen lassen sich die Geltung gebotener Grenzen und der allmählich einsetzende Reiz ihres Überschreitens ausmachen. Lange Zeit waren die Gipfel der Alpen Inbegriff einer unerschlossenen Welt. *An sie wagt sich keiner heran*, schreibt Michel de Montaigne in seinem *Tagebuch der Reise nach Italien über die Schweiz und Deutschland von 1580 bis 1581*. Horace-Bénédict de Saussure musste eigens ein Preisgeld aussetzen, um die einheimischen Alpenbewohner dazu zu bewegen, 1786 den 4 810 Meter hohen Montblanc erstmalig zu besteigen – ein Bauer hatte gegenüber Saussure *alle Liebhaber der Eisgebirge ohne Bedenken Narren* genannt. Wozu soll man Berge besteigen, wenn man nicht muss? Alexander von Humboldt war beim Aufstieg auf den Pico de Teide auf Teneriffa verblüfft, als er von den von ihm angeheuerten Führern erfuhr, dass zuvor *keiner von ihnen auf dem Gipfel des Vulkans gewesen war*.

Die Metapher von den Säulen des Herkules hat sich als beweglich genug erwiesen, nicht nur auf die natürliche Grenze der Seefahrt zu verweisen, sondern auch auf die Schwelle, die am Berg nicht überschritten werden soll. Am Chimborazo gelangte Humboldt zusammen mit Aimé Bonpland und Carlos Montúfar am 23. Juni 1802 – nach eigenen Schätzungen, die er in seinem Tagebuch notiert hat – bis auf 3 036 Toisen, ungefähr 5 915 Meter, und somit *zur größten Höhe, auf die wir selbst (und jemals ein Mensch) gelangt waren*. Erst als eine

tiefe Felsspalte ihn und seine Begleiter am weiteren Aufstieg hinderte und sie umkehren mussten, konstatierte Humboldt: **Das waren unsere Säulen des Herkules**. Sie markierten für ihn die Grenze des Erreichbaren und symbolisierten zugleich den spürbaren Reiz ihrer Überschreitung, denn **es wäre interessant, auf den Gipfel zu gelangen**. Humboldt hat es kaum für möglich gehalten, noch höher zu kommen; erst 1880 gelang Edward Whymper die Erstbesteigung des 6 267 Meter hohen Chimborazo. 1922 überstiegen George Leigh Mallory, Edward Felix Norton und Howard Somervell am Mount Everest erstmalig die 8 000-Meter-Grenze. Am 29. Mai 1953 stehen Edmund Hillary und Tenzing Norgay auf dem höchsten Gipfel der Erde.

Doch nicht allein der kulturelle Vorbehalt, den angestammten Lebensraum zu verlassen, markierte lange Zeit die Grenze, die es nicht zu überschreiten galt. Wirkmächtig war auch ein theologischer Tadel, der die menschliche Neugierde unter den Generalverdacht der Sündigkeit stellte. Aurelius Augustinus hat in seinen *Confessiones*, die er gegen Ende des vierten Jahrhunderts niederzuschreiben begonnen hat, die ›Begierlichkeit der Augen‹ – die ›concupiscentia oculorum‹ – gebrandmarkt und so eine Ermahnung ausgesprochen, die noch für Petrarca fast ein Jahrtausend später bedeutsam war. Im 10. Buch der *Bekenntnisse* heißt es: **Und da gehen die Menschen hin und bewundern die Höhen der Berge, das mächtige Wogen des Meeres, die breiten Gefälle der Ströme, die Weiten des Ozeans und den Umschwung der Gestirne – und verlassen dabei sich selbst**. Das klingt wie ein Verbot, wie die Verkündigung eines Tabus, und Petrarca hat es so verstanden. Es sei ein Laster, Berge besteigen und die Fluten des Meeres ergründen zu wollen, um die ›Augenlust‹ zu befriedigen. Dabei ist Augustins Ermahnung wohl eher die Kehrseite einer ideengeschichtlichen Revolution: Augustinus hat die Innerlichkeit entdeckt, den unendlichen Reichtum des inneren Selbst. Es gibt für ihn einen ›inneren Menschen‹, den ›homo interior‹, dessen Ergründung von größerer Bedeutung sein soll als die Erfassung der äußerlichen Welt der Erscheinungen, da innen die Wahrheit und letztlich der erfahrbare Gott anwesend sind. Daher fordert Augustinus: **Geh nicht nach draußen, kehre wieder ein bei dir selbst! Im inneren Menschen wohnt die Wahrheit**. Mögen also die Berge imposant und die Meere ungeheuerlich sein – was bedeuten diese Höhen und Weiten angesichts der Tiefen und Unermesslichkeiten der eigenen Person? Auch Augustinus hat die Berge und Meere gesehen, aber sie lösen in ihm weniger Ehrfurcht aus als sein eigenes Vermögen, die Augen schließen und sich an sie erinnern zu können – die ›memoria‹ als die unermessliche Weite des Gedächtnisses ist eine Kraft des Geistes, die das Äußerliche der Welt überragt. Augustinus wird zum Kolumbus seines inneren Selbst. In den unermesslichen Räumen seiner Innerlichkeit entdeckt er Kontinente seiner Person. Seine biographischen Bekenntnisse sind das Reisetagebuch seines inneren Lebens.

Für Petrarca war es daher so wenig selbstverständlich, einen Berg um der Aussicht wil-

len zu besteigen, wie für Kolumbus, die Weiten des Ozeans auf einem Weg zu überqueren, **den nach unserm Wissen bis auf den heutigen Tag noch niemand befahren hatte**. Wie ein Schatten hat Augustins moralischer Tadel auf der sinnlichen Anschauung der Welt gelegen. Im neuen Licht der wiedererwachenden Weltbetrachtung und mit dem Willen, auch in die unermesslichen Weiten und Höhen der noch zu wenig bekannten Erde vorzudringen, setzt eine Beschreibung der Natur ein, die auf einen eigenen Ton gestimmt ist. Sicherlich, eine Betrachtung und Schilderung der wahrgenommenen Natur hat es schon vorher gegeben. Aber nun ist die Entdeckung der Natur von dem Bewusstsein getragen, endlich auszuführen, was die Alten nur gewollt, aber nicht vermocht zu haben scheinen. So unternimmt der junge Forster mit James Cook eine Schiffsreise, die zum Ziel hat, so weit wie möglich nach Süden in die antarktischen Breiten zu segeln – eine Reise, **die noch Niemand vor uns unternommen hatte**. Darwin ist erstaunt über den fremden Reichtum jenseits des Alten Kontinents, denn **für jeden Menschen in Europa öffnet sich, wie man füglich sagen kann, in einer Entfernung von nur wenigen Grad von seinem Heimatboden die Pracht einer anderen Welt**. Neuartig waren auch die Eindrücke, die die Gebirgswelten boten, die man nun allmählich zu erkunden begann. Conrad Gesner, ein 1516 in Zürich geborener Naturforscher, hat es sich nach den ersten überwältigenden Eindrücken geradezu zur Aufgabe gemacht, Berge zu besteigen, wie er in einem Brief vom Juni 1541 schreibt: **Ich beschloss von nun an, alljährlich einige Berge oder wenigstens einen einzigen zu besteigen, zu der Zeit wo die Pflanzen in ihrer Lebenskraft sind, teils wegen deren Kenntnis, teils wegen der ehrenhaften Übung des Körpers und der Ergötzung des Geistes. Denn wie groß ist das Vergnügen, wie groß sind die Genüsse für den ergriffenen Geist, gleich wie er ist, nicht wahr, die unermessliche Größe der Berge zu bewundern und das Haupt gewissermaßen zwischen die Wolken emporzuheben? Der Verstand werde von der erstaunlichen Höhe erschüttert. Der Bann ist gebrochen**.

Bei allen Vorläufern – die neuen Weltentdecker betrachten sich selbst als Pioniere einer umwälzenden Naturbetrachtung. Selbst da, wo sie sich noch an antiken Vorbildern orientieren, entfalten sie einen neuartigen Blick. War der theologischen Weltdeutung alles Natürliche ein Fingerzeig auf die Schöpfungsgewalt Gottes gewesen, bemühen sie sich gleichsam um die Natürlichkeit der Natur. Humboldts großer *Kosmos* ist, trotz seines antikisierenden Titels, der wahnwitzige Versuch einer modernen Beschreibung der ganzen physikalischen Welt – von Gott ist nicht die Rede. Schon Plinius der Ältere hat im 1. Jahrhundert nach Christus eine enzyklopädische Naturkunde in 37 Bänden vorgelegt, aber diese *Naturalis historia* lieferte nunmehr lediglich den Grundriss, wie derartige Wissensmengen zu bewältigen sind – und sie war Ansporn, es mit diesem antiken Wissensspeicher aufzunehmen und ihn durch neue Erkenntnisse zu überbieten.

Wo der neue Blick auf die Natur ein wissenschaftlicher ist, will er zugleich mehr sein als



die empirische Begründung einer modernen Theorie über die physikalische Welt. Da sich die antiken und mittelalterlichen Theorien über die Natur seit Kopernikus dem Generalverdacht ausgesetzt sehen, Unwahrheiten zu vertreten, alternative wissenschaftliche Deutungen aber oftmals noch nicht zur Hand sind, drängen die neuen Betrachter der Natur weitestgehend ihr angelerntes Wissen in den Hintergrund, um zunächst einmal Bücher Bücher sein zu lassen und vorurteilsfrei zu beschreiben, was sie sehen. Bei Georges Louis Leclerc Buffon, Autor der zwischen 1749 und 1804 erschienenen, mit 44 Bänden monumentalen und viel gelesenen Naturkunde *Histoire naturelle générale et particulière*, findet sich als Forderung für diese neuartige Naturanschauung, es sei **notwendig, alle unsre Vorurtheile auf einen Augenblick gänzlich abzulegen, und sogar unsre vorgefaßten Begriffe zu verleugnen**. Evidenz im Augenblick ist das Ziel: **Ein Anfänger muß daher nicht allein viel, sondern er muß auch beynahe ohne alle Absicht sehen**. Anfänger sind sie in gewissem Sinne alle, Fürsprecher einer sinnlichen Wahrnehmung, die mehr ist als ein Durchgangsstadium auf dem Weg zur abstrakten Erkenntnis.

Darwin war so ein Genie der reinen Beobachtung. Sein Fazit: **Logisches Denken ist ein fataler Fehler während der Beobachtung, aber ebenso notwendig vorher wie nützlich danach**. Die reine Anschauung ist daher ein asketischer Akt: In ihm sieht man so weit wie möglich von eigenen Interessen ab, stellt angelerntes Wissen zurück und will zunächst einmal bei nichts anderem sein als bei dem Angeschauten. Dieses Absehen von sich selbst ist der Respekt vor dem Betrachteten. Als Maria Sibylla Merian im tropischen Urwald von Surinam einen Schmetterling durch ein Vergrößerungsglas untersucht, offenbart sich für sie das Tier als **wunderschön, und es ist wert, genau besehen zu werden, da seine Schönheit mit keiner Feder zu beschreiben ist**. Bei der späteren Beschreibung der Metamorphose der Insekten, die sie in Südamerika erforscht hat, verzichtet sie auf überbordende Theorien: **Ich hätte den Text, der die Bildtafeln ergänzt, wohl ausführlicher gestalten können, da aber die heutige Welt sehr feinfühlig ist und die Ansichten der Gelehrten unterschiedlich sind, bin ich nur einfach bei meinen Beobachtungen geblieben**. Kurzum, es gilt – in den Worten Forsters – **aufmerksam zu beobachten, und das Gesehene treu zu erzählen**.

Einen Vorsprung der Anschauung vor der Theorie, der Sinnlichkeit vor dem Begriff, der Beschreibung vor der Abstraktion verteidigen aber auch jene, die sich der Natur aussetzen, ohne Naturforscher zu sein. **Sie wollen immer gleich erkennen, statt erst einmal zu betrachten**, bekommt der Protagonist in Peter Handkes Roman *Der Chinese des Schmerzes* vorgehalten. Diese Verzögerung, der Erkenntnis die Erfahrung und dem Begriff die Anschauung zwanglos vorangehen lassen zu wollen, ist der Inbegriff einer Kunst des Gewährwerdens. Das intentionslose Schauen, Betrachten, Erfahren, das Sich-Aussetzen und Sich-Entäußern kommt der kontemplativen Fähigkeit gleich, ganz beim anderen zu sein.

Wer das vermag, wird reich beschenkt. Unter den vielen Belegen für eine neue Aufmerksamkeit gegenüber der Welt findet sich einer der schönsten bei Johann Wolfgang von Goethe. Als er 1779 die schneebedeckten Schweizer Alpen bereist, wird er in den Abendstunden vom Anblick des Gebirgspanoramas überwältigt. Er kann von dem erhabenen Anblick nicht lassen: **Und immer wieder zog die Reihe der glänzenden Eisgebirge das Aug' und die Seele an sich. Die Sonne wendete sich mehr gegen Abend und erleuchtete ihre größeren Flächen gegen uns zu. Schon was vom See auf für schwarze Felsrücken, Zähne, Türme und Mauern in vielfachen Reihen vor ihnen aufsteigen! wilde, ungeheure, undurchdringliche Vorhöfe bilden! wenn sie dann erst selbst in der Reinheit und Klarheit in der freien Luft mannichfaltig da liegen ...** Ergriffen von dieser Aussicht, fügt er einen Satz an, der die Natur zu einem Himmel auf Erden erklärt und mit dem er sich von dem Gefühl für das Überirdische – Goethe spricht von ›Prätension ans Unendliche‹ – lossagt: **man gibt da gerne jede Prätension ans Unendliche auf, da man nicht einmal mit dem Endlichen im Anschauen und Gedanken fertig werden kann**. Die Welt ist genug. Das ist das Glück des Schauenden.

Die Weltreisenden, die in diesem Buch zu Wort kommen, sind auch Autoren – mitunter brillante Schriftsteller –, und sie lassen sich bestimmen von dem Wunsch nach sinnlicher Unmittelbarkeit und der Lust am Schauen. Die sich so eröffnende Erfahrung soll dann in Worten, in einer neuen Sprache, in einem lebendigen Ausdruck ihren Wiederhall finden. Die Sprache der überkommenen Bücherwelt scheint ihnen rasch als zu verstaubt, um die Faszination der neuen Eindrücke noch fassen zu können, denn für diese Pracht der entdeckten Welt gehen ihnen schnell die Worte aus. Petrarca's Beschreibung des Blicks vom Gipfel des Mont Ventoux ist geradezu stenographisch. Kolumbus zitiert eher antike Vorstellungen von Naturidyllen, als dass er zu eigenen Worten fände. Darwin bekennt resigniert, es sei nutzlos, einem Daheimgebliebenen eine tropische Szenerie beschreiben zu wollen: **Ebenso könnte man versuchen, einem Blinden zu erklären, was Farben sind, wie einem Menschen, der Europa nie verlassen hat, die gänzliche Andersartigkeit einer tropischen Ansicht**. Auch Forster stöhnt, die **armseligen vier und zwanzig Zeichen** des Alphabets reichten nicht aus, die Eindrücke der Natur wiederzugeben. Gerade darum wird eine beschreibungsgenaue Sprache als die drängende Aufgabe verstanden, die der Beobachtung verpflichtet ist. **Wenn ich still die schattigen Wege entlangging, schreibt Darwin, und jeden neuen Blick bewunderte, wünschte ich mir, eine Sprache zu finden, die meine Vorstellungen ausdrücken kann**. Gerade das macht den besonderen Reiz der Reisetagebücher, der Briefe und Erinnerungen der zu Wort kommenden Autoren aus: Sie sind Dokumente einer versuchten Sprachfindung.

Die Achtsamkeit gegenüber den von der Natur ausgelösten Empfindungen zählt dazu. Petrarca ist beim Blick vom Gipfel des Mont Ventoux gleichsam betäubt. Sowohl Forster als auch Wilhelm Weike sind von der berückenden Schönheit der Eisberge fasziniert.



Die Betrachtung kleinster Insekten löst in Jean-Henri Fabre reine Bewunderung aus. Die beschriebene Natur ist stets auch empfindsam erlebte Natur. **Um die Natur in ihrer ganzen erhabenen Größe zu schildern, fordert Alexander von Humboldt, darf man nicht bei den äußeren Erscheinungen allein verweilen; die Natur muß auch dargestellt werden, wie sie sich im Inneren des Menschen abspiegelt ...** Die Geschichte der Naturbetrachtung bietet daher weit mehr als eine Chronik von geographischen Entdeckungen, die man an fremden Ufern und auf erstmalig bestiegenen Berggipfeln gemacht hat.

In der Abfolge der Erfahrungsberichte durch die Jahre und Jahrhunderte profiliert sich auch in der Naturwahrnehmung ein Wandel des menschlichen Selbstverständnisses. Für welche ›Abspiegelungen‹ jemand fähig war und ist, verdankt sich eben nicht allein den individuellen Unterschieden des Charakters – um wie viel schwärmerischer sind Forsters Beschreibungen gegenüber denen Darwins! –, sondern auch der kulturgeschichtlichen Färbung des jeweiligen Blicks. Johann Caspar Goethe und François-René de Chateaubriand haben beide den Vesuv bestiegen, aber während des guten halben Jahrhunderts, das zwischen diesen beiden Besteigungen liegt, hat sich ein grundlegender Stimmungswandel vollzogen: War Johann Caspar Goethe ein klassischer Bildungsreisender des 18. Jahrhunderts, der die Strapazen der pflichtbewussten Anschauung des Vulkans mit Humor zu meistern suchte, nimmt Chateaubriand alles unter den Vorzeichen der Romantik wahr und sieht am Vesuv überall nur Tod und Untergang. Seinen *Reisen eines Deutschen in England im Jahr 1782* hat Karl Philipp Moritz eben diese Einsicht vorausgeschickt, dass **jeder seinen eigenen Maasstab hat, wornach er die Dinge ausser sich abmißt, und seinen eignen Gesichtspunkt, woraus er die Gegenstände betrachtet.** Die Verschiedenheit der Maßstäbe und die Verlagerungen der Blickpunkte machen die Geschichte der Naturbetrachtung aus. Die Entdeckung der Natur im Laufe der Jahrhunderte geht einher mit der Offenlegung dieser Facette der sich wandelnden Wahrnehmungsmöglichkeiten des Menschen.

Was der Mensch unter ›Natur‹ verstanden hat und versteht, unterliegt also selbst einem kulturgeschichtlichen Wandel. Anhand bedeutsamer Wegmarken lässt sich eine Entwicklung aufzeigen: von Petrarcas programmatischem ersten Blick auf eine Landschaft und der mit Kolumbus offenbar werdenden Beschreibungsohnmacht der ersten Naturentdecker über die eindrucksvollen Ansichten der Natur von Forster, Humboldt und Goethe bis zu der von Claude Lévi-Strauss und Handke diagnostizierten heutigen Unfähigkeit, die Welt unverstellt zu betrachten und dem Erfahrenen einen angemessenen Ausdruck zu verleihen. Der Anfangs- und Endpunkt dieser Entwicklung scheint in einer Anschauungsohnmacht zu bestehen: Hatten die ersten Erneuerer der nachantiken Naturentdeckung noch zu viele Bücher im Kopf, um das Neue in seiner Andersartigkeit jenseits des angelesenen Weltwissens überhaupt erfassen zu können, wird der heutige Blick auf die Natur von zu vielen sich

vor den Eindruck schiebenden Bildern, vorbestimmten Erwartungen und Selbsterfahrungswünschen verstellt – **unser Auge hat seine Frische eingebüßt, wir vermögen nicht mehr zu schauen,** bringt Lévi-Strauss unsere gegenwärtige Anschauungsmüdigkeit auf den Punkt. Wir wissen alles und sehen nichts. Die Entdeckung der Natur als eine seit dem 14. Jahrhundert einsetzende Erfahrungsgeschichte scheint an ihr Ende gekommen zu sein. Im Durchgang durch die Jahrhunderte anhand jener Erlebnisberichte, die auf der Schnittstelle von Naturerfahrung und menschlichem Selbstausdruck angesiedelt sind, gewinnt der Entwicklungsbogen an Kontur, auf den es hier allein ankommt: Dieses Buch handelt von der einsetzenden Entdeckung, der allmählichen Entfaltung und dem drohenden Verlust der Erfahrbarkeit der Natur.

Für die vorgelegte *Entdeckung der Natur* kann und soll Vollständigkeit kein Ziel sein. Die Beschränkung auf exemplarische Naturerfahrungen erfolgt anhand des Leitfadens der Bergbesteigungen und Seefahrten. Von vielem ist daher nicht die Rede: Nicht von der Durchquerung des nordamerikanischen Kontinents durch Meriwether Lewis und William Clark 1804 bis 1806, bei denen sie von St. Louis bis zur Mündung des Columbia River 6 500 Kilometer zurücklegten; nicht von David Livingstones Entdeckung der Victoria-Wasserfälle im Jahre 1855 bei seiner Durchquerung des afrikanischen Kontinents; nicht von Ludwig Leichhardts Vordringen in das Innere Australiens im Jahre 1848, einem gescheiterten Versuch, diesen Kontinent von Ost nach West zu durchqueren, der ihm das Leben kostete; nicht von dem Erreichen des Südpols durch Roald Amundsen am 14. Dezember 1911 und Robert Scott einen Monat später. Auch bleibt vieles unerwähnt, was Eingang in die Annalen der Seefahrt oder der Geschichte des Alpinismus gefunden hat: Ernest Shackletons spektakuläre Expeditionsfahrt in die Antarktis mit der *Endurance* von 1914 bis 1916 etwa oder die Erstbesteigung des Nanga Parbat durch Hermann Buhl am 3. Juli 1953.

Es geht also ausdrücklich nicht um eine Chronik des sogenannten ›Zeitalters der Entdeckungen‹. Für eine im weiten Feld der Geisteswissenschaften angesiedelte Anthropologie, die sich einer Facette des Menschlichen anhand der Naturerfahrung vergewissern will, und für eine Erfahrungsgeschichte der Natur, die vom sich wandelnden Selbstbild des Menschen abhängt, ist es unerheblich, wann wer wo etwas zuerst entdeckt hat. Wenn die Entdeckung der Natur zugleich eine Erkundung des Menschlichen ist, kommt es allein auf die Prägnanz einer gemachten Erfahrung und ihren sprachlichen Ausdruck an, nicht auf faktische Pionierleistungen. Jeder der behandelten Autoren bereichert daher die vorgelegte Geschichte der Naturerfahrung um eine unersetzbare Perspektive. Jeder herangezogene Reisebericht hat eine der möglichen Spiegelungen des Menschen in der Natur auf einzigartige Weise zum Ausdruck gebracht. Darum ist auch von Georg Christoph Lichtenbergs Fahrt nach Helgoland die Rede oder von Peter Handkes Besteigung der Sainte Victoire,

wenngleich ihre Bereitschaften, sich der Natur auszusetzen, in keiner Chronik der Höchstleistungen festgehalten zu werden verdienen.

Gegenüber den Bibliotheken mit ihrer Fülle an geistes- und naturwissenschaftlichen Folianten nehmen sich die Reisenotizen und Expeditionstagebücher, die Briefe und Erinnerungen bescheiden aus. Ihr Duktus ist erzählerisch. Man würde ihre Unersetzlichkeit verkennen, wollte man in ihnen lediglich Vorstufen späterer Ausarbeitungen zu theoretischen Werken sehen – wie bei Humboldt oder Darwin – oder sie als subjektive Erfahrungsberichte ohne Erkenntniswert abtun – wie etwa im Falle Edward Whympers. Vielmehr ist die Erzählung als Wissensform zu rehabilitieren. Sie ist ein Medium, um Erfahrungen festzuhalten, die sich nicht abschließend auf einen Begriff bringen lassen. Reduziert man das in den Reiseberichten Erzählte auf eine Chronik der Erkenntnisse und der faktischen Entdeckungen, geht verloren, was seine Besonderheit ausmacht. Es gilt daher, mit den Worten Georg Forsters, die **redende Einfalt des Ausdrucks** als **unmittelbare Bezeichnung eigener Anschauungen** zu wahren. Das kann man aber nur, wenn man die den Reisewidrigkeiten abgetrotzten Naturerfahrungen anhand der ursprünglichen Berichte nacherzählt – mit einer Liebe zum Wortlaut. Wozu aber soll man die verschriftlichten Reiseerfahrungen ins Gedächtnis rufen? Dem, der sich auf sie einlässt, stellt sich diese Frage nicht mehr.